

## Gießener Rede

Ich bedanke mich von Herzen für diese akademische Ehrung, die ich mir nicht durch wissenschaftliche Arbeit verdient habe, sondern – aber darüber hatten Sie zu urteilen – durch ein Leben mit und in der Literatur. Ich bedanke mich für eine Aufmerksamkeit, die mir nahe geht und ich bedanke mich nicht zuletzt bei Ulrich Karthaus und Gerhard Kurz, die, wie ich weiß, für das, was ich schreibe und wie ich mit ihm lebe, bürgten.

So werde ich mit einem Vertrauen beschenkt, das mir am Anfang meiner Laufbahn fehlte. Ich habe mich nach der Schule nie in Ruhe, allerhand Freiheiten genießend, auf Leben und Beruf vorbereiten, ich habe nie studieren können. Ich verließ den vorgeschriebenen Weg, wehrte mich, ein Siebzehnjähriger, dem die Eltern fehlten, gegen die Erwachsenen und bestand darauf, beweglicher, wissender und an Träumen reicher zu sein als die Spießer, die mich zu zähmen versuchten. Ein Jahr vor dem Abitur verließ ich die Schule. Diese Geschichte habe ich schon öfter erzählt. Sie hat mit einer besonderen Art von Renitenz zu tun, einer Widerständigkeit, die im doppelten Sinn des Wortes erlesen ist. Ich las um mein Leben wie andere um ihr Leben laufen. Diese Fähigkeit, dem Elend, der täglichen Einschränkung durch Phantasie zu entrinnen, beherrschte mich schon als Kind. Ich verdanke sie meiner Mutter. Sie führte mir vor, wie man gleichsam in Büchern verschwinden kann und traute mir, als ich neun Jahre alt war, Eichendorffs „*Taugenichts*“ zu, mit dem ich staunend, die Zusammenhänge nicht begreifend, eine utopische Gegend entdeckte, in der Licht und Wälder in Bewegung waren, wie die Menschen auch, die sich zu immer neuen Festen und Lustbarkeiten trafen, an Seen und auf Wiesen. Dorthin flüchtete ich mich auch aus der rauen und mir verlogenen erscheinenden Wirk-

lichkeit des Nachkriegs. Ein Flüchtling war ich sowieso.

Fast allen Lehrern am Gymnasium in Nürtingen misstraute ich, weil sie mir misstraute. Ich brachte sie auf, weil ich häufig widersprach oder mich verweigerte. Bis auf einen. Es war mein Deutschlehrer Erich Rall. Uns verband die Liebe zur Literatur. Er traktierte uns Fünfzehnjährige mit Trakl und Heym, mit Gottfried Keller und Wolfgang Borchert, und er spornte mich an, meinen ersten Vortrag an der Volkshochschule zu halten – über „*Draußen vor der Tür*“. Die höhnischen Bemerkungen seiner Kollegen begleiteten mich. Im Übrigen bedurfte ich seiner Fürsorge, da er mit der Eins, die er mir in Deutsch gab, die Fünf in Mathematik, die mir halbjährlich drohte, ausglich. Mir schien, mein Lehrer und ich hätten uns verschworen gegen das platte schulische Reglement und seine Vertreter. Darüber hinaus überredete er mich, ihm meine Gedichte zum Lesen zu geben. Nun wusste er mehr von mir als die meisten anderen. Im Nachhinein bewundere ich die Geduld, mit der er meinen bübischen Größenwahn ertrug und korrigierte. Vielleicht jedoch hatte er mich auch als einen Verbündeten gegen Ignoranz und politische Unverfrorenheit einiger seiner Kollegen gewählt. Die hatten zwar vor der Spruchkammer ihre Unschuld beteuert, was jedoch noch lange nicht bedeutete, dass sie sich gewandelt hatten. Aus Trotz oder um sich selbst nicht zu verlieren, blieben sie Nazis, kannten die in den Büchern geschwärmten Stellen auswendig, verfluchten die um sich greifende Sittenlosigkeit und beschworen die eherne Vergangenheit. Ihr verrutschtes Weltbild färbte ihre Lehre. Gingen die Argumente aus, wurde geprügelt. Als ein Echo tönten die alten schrecklichen Lieder mit: „Es zittern die morschen Knochen.“ Mein Mentor Rall beschwor, mir unvergesslich und bis auf den Tag wirksam,

die Gegenstimmen. An einem Morgen las er in der Klasse einige Gedichte vor, die er nicht, wie er es sonst pflegte, ausführlich einleitete. Ohne jede Vorrede rezitierte er gefasst und leise Strophen, die an den Krieg erinnerten, an Aufbegehren und Ohnmacht, Entsetzen und sinnloses Sterben. Zwei dieser Gedichte gehen mir nach bis heute. Sie reden mit der Stimme Ralls auf mich ein:

Georg Heyms „Der Krieg“  
Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,  
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.  
In der Dämmerung steht er, groß und unerkant,  
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.  
und Georg Trakls „Grotek“  
Am Abend tönen die herbstlichen Wälder  
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen  
Und blauen Seen, darüber die Sonne  
Düster hinrollt; umfängt die Nacht  
Sterbende Krieger, die wilde Klage  
Ihrer zerbrochenen Mäuler.

So hätte ich, ungelöste Rätselsätze im Kopf, gewappnet sein können gegen das, was mich erwartete. Ich war es nicht. Ein Jahr, bevor die Klasse ins Abitur ging, wurde sie, da Erich Rall schwer erkrankte, von Dr. P. übernommen, eben jenem Lehrer, der alle Emigranten für Verräter hielt, die, wie er meinte, nicht bereit gewesen seien, die Not des deutschen Volkes im Krieg zu teilen. Dass viele von ihnen aus rassischen und politischen Gründen von Hitler verfolgt und, wenn ihnen die Flucht nicht gelang, in Konzentrationslagern umgebracht worden waren, unterschlug er. Ich erwartete seinen Auftritt durchaus vorbereitet, doch was dann geschah, gleich in der ersten Stunde, überrumpelte mich. Er ließ mir nicht viel Zeit. Kaum hatte er das Klassenzimmer betreten, wendete er sich mir zu, ein kleiner Mann, der, denke ich heute an ihn, eigentümlich Peter Lorre glich. Vergnügt rieb er sich die Hände. Er werde mir meine verdrehten Ansichten über Dichtung und Politik schon austreiben. Auf alle Fälle müsse ich mit einer Fünf in Deutsch rechnen und damit hätte ich im Abitur keine Aussichten.

Ich stand auf. Nein, ich hob ab. Versuche ich mir diesen Augenblick zu vergegenwärtigen, überkommt mich noch immer ein schwebendes Gefühl, heiter und leichtfertig zugleich. Ich fragte ihn, ob er mich von der Schule haben wolle. Er zögerte nicht: Ja, antwortete er. Darauf packte ich Bücher und Hefte in die Tasche

und schickte mich an, die Klasse zu verlassen. Er gab mir noch den Rat, mich auch bei allen anderen Lehrern zu verabschieden. Das tat ich auch. Erich Rall versuchte mich zurückzurufen. Er war untröstlich. Ich musste auf alle Fälle studieren. Doch auch er konnte mich nicht mehr zurückhalten. Seither ist ein halbes Jahrhundert vergangen.

Ich habe studiert und nicht aufgehört zu studieren. Nicht, wie eine dummliche Wendung es will: das Leben. Nicht nur. Ich lernte in Redaktionen und Verlagen, in Bibliotheken und Konzertsälen, in Museen und in Kaffeehäusern. Ich hörte zu und fragte aus. Menschen und Bücher gaben mir Auskunft. Ich suchte Gefährten in der Literatur, der Malerei und der Musik. Fand ich sie nicht, erfand ich sie. Ich entdeckte vergessene Dichter, warb für sie, schrieb über sie oder brachte ihre Bücher neu heraus. Vergesslichkeit bringt mich grundsätzlich auf. Der Zorn über sie nötigt mich auch zu politischer Widerrede.

Ich bestand und bestehe darauf, ein Flüchtling geblieben zu sein. Um mich dennoch anzusiedeln, wanderte ich gleichsam in eine geistige Landschaft aus, in die Romantik, deren Horizonte meinem poetischen Anspruch entsprachen, gespannt zwischen Erinnern und Aufbruch.

Jetzt, in meinem achtundsechzigsten Jahr, empfinde ich mehr denn je die Geschwindigkeit der Zeit, die mich nicht mitreißt, eher stehen lässt: als einen Beobachter von Beschleunigung auf allen Gebieten, auch den alltäglichsten. Was eben noch galt, ist schon verfallen. Ständig wird auf Werte verwiesen und dabei zwischen Verfallswerten und Werteverfall nicht unterschieden. Kultur schrumpft zu einem Begriff für Beliebigkeit und Bildung scheint auf jeden Fall zu anstrengend. Da die Individualität dem Egoismus wich, verfällt das Gespräch in Selbstanpreisungen und Monologen. Globalität wurde zu einer Zauberformel, die keineswegs Fürsorge für unseren Planeten meint, sondern eine weltumspannende Käuflichkeit.

Ich habe früh gelernt, dass der Lauf der Geschichte einem Mäander gleicht. 1946, die Ruinen wurden zur Seite geräumt, versicherten mir die heimgekehrten Männer, es werde in Europa nie mehr Krieg geben. Wir wurden eines Besseren belehrt.

Ich falle mir ins Wort. Wer weiß, sage ich mir, ob nicht sogar in der kruden, Müll und Märkte verschlingenden Welt des Internet Gedanken- und Ideeninseln entstehen werden, jene Gegenwelten, die der Geschwindigkeit trotzen, in denen Wörter, Farben und Töne sich erfrischen – warum nicht? Ich werfe diese Hoffnung über die Grenze meines Lebens hinaus.

In meinen jüngsten Gedichten, die ich, bedrängt von Krankheit und bedroht von Operationen schrieb, veränderten sich die Wörter, so kam es mir vor, in ihrem Gewicht und ihrer Bedeutung. Als bewegten wir uns ängstlich voneinander weg – bis auf einen erträglichen Abstand. Jeder voreilige Satz wurde porös und löste sich auf. Altern die Wörter mit mir, ich mit ihnen? fragte ich mich. Am Ende bleibt es sich gleich. Das Schweigen nähert sich beiden, den Sätzen und mir. Umso inständiger beharre ich, vor mich hinsprechend, auf jenen atmenden, verheißungsvollen Rand von Gegenwart, der für mich Zukunft bedeutet.

Zwei von 55 Gedichten aus dem Zyklus „*Ein Balkon aus Papier*“ möchte ich Ihnen, noch einmal dankend, vorlesen:

3

Allmählich entfallen mir  
die Gegenden.  
Nur noch die eine,  
der Hügel,  
auf dem mein Engel  
seine Flügel  
abstreift,  
dort, wo Wege sich gabeln,  
Koffer offen liegen,  
gefüllt mit Schnee,  
bereit  
für meine Reise.

30 (für M.)

Ich erzähl dir einen Garten,  
unsern letzten, ich erzähl  
dir zuerst die Hecke, damit  
der Himmel seine Grenze hat,  
ich erzähl dir Blumen,  
die ihre Farben tauschen,  
ich erfinde dir einen Teich,  
in dem die Schatten Körper werden,  
Nixen und Nöcks, und Bäume setze ich,  
die von einem Tag in den andern  
ihre Äste verschränken – ein Schirm  
aus Laub und Vogelstimmen,  
ich spanne dir den Rasen aus,  
das alte Tuch mit Kindertritten,  
und alle Jahreszeiten schick ich  
in einem Atem drüber weg –  
einen Garten erzähl ich dir,  
unsern.

## Gerhard Kurz

### Laudatio zur Verleihung der Würde eines Ehrendoktors der Justus-Liebig-Universität Gießen an Peter Härtling

Lieber Herr Härtling, liebe Frau Härtling, meine sehr verehrten Damen und Herren, ich habe die ehrenvolle Aufgabe, für den Fachbereich „Sprache, Literatur, Kultur“ die Laudatio auf Peter Härtling zu halten. Eigentlich müssten an dieser Stelle zwei Laudationes gehalten werden. Ulrich Karthaus und ich haben gemeinsam dem Fachbereich vorgeschlagen, Peter Härtling die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Hören Sie also meine Laudatio gewissermaßen mit einer doppelten Stimme vorgetragen.

Loben sei nicht höflich, heißt es. Höflich sei bewundern und danken. Also sei bewundernd

und dankend gelobt, da dies nun einmal die Aufgabe einer Laudatio ist.

Eine eigene, persönliche Laudatio würde beginnen mit Leserlebnissen eines Schülers in einer Eis-Diele in Kaiserslautern Ende der 50er Jahre: „*Yamins Stationen. Gedichte*“. Der Band war 1955 im Bechtle-Verlag erschienen, Härtlings zweiter Gedichtband. Erst sehr viel später habe ich gelesen, dass dieser exotische Name eine Abkürzung von Benjamin ist. Peter Härtling war damals der Benjamin in einer Zeitungsredaktion.

Zu dieser frühen Lektürebekanntschaft gehörte auch die Essay- und Hommagen-Sammlung